Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 34 (1952)

Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 29. Februar 1952 Erscheint jeden Freitag 34. Jahrgang Nr. 9

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Die Aufgabe ist noch nicht gelöst

Zur Sammlung der Europahilfe

Als die Schweizer Europahilfe im Frühling 1948, nachdem die Schweizer Spende in Liquidation getreten war, das Schweizervolk zu ihrer ersten grossen Sammlung aufrief, war die Mehrzahl ihrer Vorstandsmitglieder der Meinung, dass sich weitere Sammlungen in einem bis zwei Jahren sehr wahrscheinlich erübrigen würden. Man hoffte, die allgemeine Besserung der Weltlage werde die kriegsbetroffenen Länder in die Lage versetzen, auf ausländische Hilfe, soweit es nicht Marshallplanhilfe war, verzichten zu können. Trotzdem sieht sich die Schweizer Europahilfe auch heute noch vor die Notwendigkeit gestellt, ihre Tätigkeit weiterzuführen.

Es sind vor allem zwei Tatsachen, die es ihr nicht erlauben, sich zur Ruhe zu setzen.

Da ist vor allem das mitteleuropäische Flüchtlingsproblem, diese fürchterliche Erbschaft der Diktaturregime und des Zweiten Weltkrieges. Nennen wir eine einzige Zahl: über zwölf Millionen Flüchtlinge in Europa! Erwähnen wir aus dieser Massentragödie ein einziges Detail: die «Hard-Core-Fälle», die Unglücklichsten der Unglücklichen, die Alten und Kranken unter den Flüchtlingen, die kein Staat mehr will, die im Gastland nur mit Unwillen als blosse Verzehrer geduldet werden, die keinerlei Hoffnung auf eine noch so bescheidene Besserung ihrer Lage hegen dürfen.

Dazu kommt, dass täglich rund 600 bis 800 Menschen auf heimlichen Wegen die sogenannte grüne Grenze überschreiten, die Westdeutschland von der deutschen demokratischen Republik trennt. Das bedeutet für das bereits überfüllte Westdeutschland mit seiner fürchterlichen Wohnungsnot den täglichen Zuwachs eines kleineren Dorfes, den monatlichen Zuwachs einer Kleinstadt wie Aarau, den jährlichen Zuwachs einer grossen Stadt wie Bern oder Basel.

Auch die Pyrenäen sind keine hermetisch trennende Grenze. Fast täglich verlassen Flüchtlinge Franco-Spanien, um in Frankreich Lebensmöglichkeiten zu suchen. Und in Griechenland, wo noch lange nicht alle Flüchtlinge aus den Nordgebieten wieder in ihre Dörfer zurückgekehrt sind, befürchtet man schon, dass der steigende Nationalismus in den islamitischen Staaten viele dort ansässige Griechen zur Rückkehr in ihr früheres Heimatland zwingen werde.

Die andere Wunde, die der Krieg zurückgelassen hat, und die nur äusserlich verharscht ist, findet ihren Ausdruck in den seelisch-moralischen Verwüstungen, dieser Folge von künstlicher Absperrung und falscher Information, von verletztem Selbstgefühl infolge Niederlage und Besetzung; in den nervösen Störungen, die hervorgerufen wurden durch das Uebermass an erlebtem Leid, durch Bombennächte und Flucht, durch Hunger und durch den Verlust der liebsten Menschen. Dahinein gehört auch die durch den Krieg gestörte berufliche Ausbildung einer ganzen Generation, die sich besonders schlimm auswirken kann bei den Lehrern, Fürsorgern, Aerzten und Erziehern.

Wie versucht die Schweizer Europahilfe zu helfen?

Auf dem Gebiet der Flüchtlingshilfe sind es zwei grundsätzlich verschiedene Massnahmen, denen aber gemeinsam ist, dass sie den Heimatlosen nicht «Wohltätigkeit», sondern wirklich aufbauende Hilfe bieten.

In Europa, vor allem in Deutschland und Oesterreich, wird durch Gewährung von Baukrediten für Siedelungsbauten einer möglichst grossen Anzahl von Flüchtlingen Wohnraum in der Nähe von Industriezentren verschafft, damit sie so in den Arbeitsprozess eingeschaltet werden können. Da diese gelihenen Gelder in einem gewissen Rhythmus wieder zurückfliessen, kann mit einer relativ kleinen Summe vielen Menschen geholfen werden. Vor allem aber werden Zuschüsse bei der Einrichtung von Lehrlingswohnheimen und Lehrwerkstätten gewährt, damit die jugendlichen Flüchtlinge die Möglichkeit erhalten, einen Beruf zu erlernen, der sie später ernähren kann. Immer wieder handelt es sich um das Bereitstellen von Wohnraum, damit die Menschen vom Lager erlöst und in die Nähe der Verdienstquellen gebracht werden können. In vereinzelten Fällen wurde durch kreditweise Gewährung einer Pachtsumme bäuerlichen Flüchtlingen die Rückkehr zu ihrem angestammten Beruf ermöglicht.

Das Gegenstück zu diesen «Binnenmassnahmen» bildet die Auswanderung. Ein erster grosszügiger Versuch der Kollektivauswanderung findet in diesen Tagen seinen vorläufigen Abschluss darin, dass die letzte Gruppe von insgesamt 2500 donauschwäbischen Auswanderern in der neuen Siedlung «Entre Rios» im brasilianischen Staate Paranà eingetroffen sein wird. Seit dem Sommer 1951 sind dort fünf Dörfer entstanden, tausende Hektaren noch nie bearbeiteten Camplandes sind unter den Pflug genommen worden und beginnen Frucht zu tragen. Bereits werden neue ähnliche Projekte erwogen. Mit diesen Siedlungsunternehmen hat die Schweizer Europahilfe neue Wege der Auswanderung beschritten, die notwendigen bedeutenden Mittel wurden auf kommerzieller Basis aufgebracht. Ein Bundesbeitrag von Fr. 300 000 erlaubt den Ausbau der sozialen Einrichtungen der neuen Dörfer.

Viel zu wenig bekannt sind in der Oeffentlichkeit die sehr intensiven Bemühungen der «Kommission für Schulung und kulturellen Austausch» der Schweiz. Europahilfe. Hunderte von jungen Lehrern, Erziehern, Fürsorgern, Aerzten, Psychiatern werden entweder zu Kursen oder zum Einzelstudium eingeladen, um einerseits ihr fachliches Wissen zu vertiefen und zu erweitern, anderseits aber um die weniger spannungsgeladene Atmosphäre einer kriegsverschonten Demokratie zu erleben. Bedeutsam ist dabei auch die Schaffung internationaler Kontakte. Die Kurse in der Schweiz werden ergänzt durch solche im Ausland selbst, sowie durch Vortragsreihen über Fragen der Demokratie, über staatlichen Aufbau und ähnliche Themen. Schulungskurse in Griechenland und Italien für das Heimpersonal der vielen Waisenhäuser und Anstalten für Schwererziehbare; der Kampf gegen den Analphabetismus in Süditalien, der schon ermutigende Erfolge gezeitigt hat; Austausch-Aktionen zwischen schweizerischen und ausländischen Lehrern und Fürsorgern — all das gehört in das weitschichtige Tätigkeitsgebiet der Schweizer Europahilfe. Wir in unserer wohlbehüteten, oft recht satten und selbstzufriedenen Schweiz machen uns kaum eine Vorstellung von der Bedeutung gerade dieser Arbeit, die sich zwar nicht im Rampenlicht der grossen Oeffentlichkeit abspielt, aber eine die Veranstalter immer wieder überaschende Tiefenwirkung erzielt.

Durchdrungen von der sachlichen Notwendigkeit all dieser Hilfsmassnahmen ebenso wie von der selbstverständlichen Verpflichtung der Schweiz, ihren Beitrag zum Wiederaufbau der uns umgebenden Länder zu leisten, gelangt darum die Schweizer Europahilfe erneut an die Bevölkerung mit der Bitte: Helft! Jeder, der unter einem sicheren Dach sitzt, gedenke der Flüchtlinge! Jeder, der einen Beruf erlernen durfte, gedenke seiner benachteiligten Kameraden! Durch seine aufbauende Hilfe kann unser Volk am besten seine Anteilnahme am Weltgeschehen beweisen.

R. K.-F.

Weltgebetstag der Frauen

29. Februar 1952

Der Gedanke eines Weltgebetstages ist bereits nach dem Ersten Weltkrieg entstanden in den USA, wo reformierte Frauenkreise ihn aufgegriffen haben. Seither beginnt er alljährlich am ersten Freitag der Fastenzeit im Fernen Osten auf den Fidji-Inseln im Stillen Ozean. Von dort aus wird er von den Ländern als weltumspannende Gebetskette aufgenommen und weitergegeben.

Es liegt ein wunderbar tiefer christlicher Sinn in diesem Wunsch, durch ein alle Welten, alle Konfessionen, alle Nationen umfassendes gemeinsames Beten für den Weltfrieden, dem tiefsten Sehnen der heute so zerrissenen, in Angst und Bedrängnis lebenden Menschheit Ausdruck zu geben. Dem modernen Menschen ist vielfach die Bedeutung, die Wirksamkeit des Gebetes verloren gegangen. Wir sind die Mutlosen geworden, zu denen Christus gesagt hat: O ihr Kleingläubigen!

Am Weltgebetstag haben es seit Jahren wieder viele erfahren dürfen, welche Gewalt, welche Kraft in dem gemeinsam zu Gott aufsteigenden Gebet liegt, und unvergesslich sind allen, die daran teilgenommen haben, die feierlichen Gottesdienste der letzten Jahre für den Frieden.

Bei uns hat der Schweiz. Evangelische Frauenbund die Initiative zur Abhaltung dieses Weltgebetstages durch die Frauenorganisationen und der diesbezüglichen Gottesdienste ergriffen. Der liturgische Text wird alljährlich von einem andern Land zusammengestellt, dieses Jahr haben ihn die Landarbeiter- und Taglöhnerfrauen in USA miteinander ausgearbeitet, als Grundlage für die Feiern in der ganzen Welt.

Möge der 29. Februar in weitesten Bevölkerungskreisen ein starkes Echo finden, und das Gefühl seelischer Zusammengehörigkeit im Willen zum Guten stärken und immer fruchtbarer werden lassen:

Gib Frieden, Herr, gib Frieden!
Die Welt will Streit und Krieg
Der Stille wird gemieden,
Der Wilde hat den Sieg.
Und Unruh herrscht auf Erden,
Und Lug und Trug und List;
Ach, lass es stille werden,
Du stiller Jesu Christ.

(Ernst Max Arndt)

Krankenschwestern

Sie gehören zunächst in die grosse steinerne Vorhalle mit roten, sauber gescheuerten, glänzenden und nach Desinfektionsmitteln riechenden Steinfliesen und weissgekalkten Wänden des Spitals hinein. Sie durchqueren mit raschem emsigem Schritt diese Vorhalle; eilen nach den ihnen zugewiesenen, für sie bestimmten Richtungen: Sprechzimmer, Untersuchungszimmer, Laboratorium, Bureau. Als weisse, fast unpersönliche Gestalten in ihren weissen, bis zu den Fussknöcheln reichenden Schürzen, den steif nach rückwärts geneigten Hauben, höher oder niederer, schmaler oder breiter im Wuchs; blond oder dunkel von Haar. Sie gehören zunächst in die steinerne, sauber und kühl umfassende Vorhalle; sind mit ihr verwachsen; bringen ihr Bewegung; beleben sie. Bieten vor allem dem erstmals Eintretenden, dem Besucher, einen einprägsamen Eindruck; schaffen das typische Bild der Krankenschwester. Ein moderner, vielleicht kubistischer Maler könnte es einmalig, endgültig stilisieren.

Das Bild rückt näher; wird persönlicher, menschlicher. Eine ältere Schwester, mit grau meliertem Haar, weichen, warmen Gesichtszügen, steht im Laboratoriumssaal gebeugt über das Bett eines Kranken, um ihm Blut zu entziehen. Eine junge, rotwangige Lehrschwester steht ihr behilflich an der Seite. In bangem Warten liegt ein leidender Mensch mit stummer Frage. Die Schwestern spüren es; geben sich ihrem Dienst hin; möchten Kräfte aufbauen.

Wenn sie einen neuen Patienten begrüsst, neigt sie sich lang, schlank und biegsam über sein Bett und stellt sich ihm vor: «Ich bin die Etagenschwester Ernestine, ich werde sie in meine Hut nehmen.» Sie sagt es mit weichem Ton, ruhig und bedächtig. Es ist kein Herrscherstolz, Herrschertrotz in ihr. Sie drängt sich nicht auf. Es erfüllt sie nur Sicherheit. In leichtem, schwebendem Gang durchmisst sie den langen, gewundenen Korridor; verabfolgt sie von Zimmer zu Zimmer Medikationen und Medikamente. Früh morgens ist sie dienstbereit; erwartet die Aerzte; führt ihre Weisungen aus. Es scheint ihr so selbstverständlich; es treibt sie dazu; es ist ganz in ihr Wesen eingedrungen. Sie hat so viel Erfahrung gesammelt; es sind so viele Jahre darüber gegangen; es kam Krankheitsfall auf Krankheitsfall, jedesmal hat sie beobachtet, gebangt, gewartet, gehofft. Es gab wirklich so etwas wie Bestimmung, Berufung für sie. Sie ist sich dessen bewusst. Es prägt sich an ihr aus. Es entströmt ihr. Man spürt es. Es verbreitet Ruhe, Trost, Zuversicht.

Vor der Nachtruhe tritt sie noch einmal in die Zimmer ein, um jedem Kranken ihren Gruss zu entbieten. Manchmal liegt ein Schatten unter den Augenlidern ihrer grau-blauen Augen. Ein Lächeln, freundlich und unverbindlich spielt um ihren

Angelika Kauffmann 8

Ein Künstlerroman aus dem XVIII. Jahrhundert

Von Hilde Passow-Kernen

V

Vor Mansion House stauten sich die Wagen. Der Empfang, den der König von England zu Ehren des Prinzen von Monaco gab, zog eine unerwartet hohe Zahl von Besuchern an. Ununterbrochen strömten die Gäste nach den prunkvoll beleuchteten Empfangs- und Gesellschaftsräumen.

Angelika verdankte die Einladung zu dieser Veranstaltung dem Bürgermeister, der sie gleichzeitig um ihre Mitwirkung an dem Konzert gebeten hatte, das im Anschluss an den Empfang stattfinden sollte. Angeregt durch ihre Freunde, hatte sich die Künstlerin in letzter Zeit wieder in vermehrtem Masse dem Gesang gewidmet. In intimen Kreisen ihrer bescheidenen Häuslichkeit oder in kleineren Gesellschaften zu singen bedeutete freilich nicht dasselbe, wie im öffentlichen Konzertsaal aufzutreten. Mit fieberhafter Spannung sah Angelika dem Abend entgegen. Mit Besorgnis dachte sie an die Möglichkeit einer plötzlichen Indisposition. Diese Bedenken wurden ihr von den Garricks ausgeredet, die Angelika mit ihrer Equipage abholten. Eva riet ihrer Freundin, sich ganz auf ihre Stimme zu verlassen.

Im Mansion House wurden Garrick und Angelika bald von Bekannten umringt. Hochtönende Namen, wie Lady Spencer, Lady Home, Graf und Gräfin Burlington, Lord Mount Stuart.... schwirrten um Angelikas Ohren. Das glänzende Fest war bereits in vollem Gange. Von den Kronleuchtern strahlten Tausende von Kerzen, deren Licht von den mächtigen Wandspiegeln zurückgeworfen wurde. Eine Fülle von exotischen Pflanzen und Blumen-Arrangements schmückten Nischen und Galerien. In lebhafter Unterhaltung wogte die Menge der geladenen Gäste von einem Saal zum andern, bis alle Anwesenden ihre Plätze gefunden hatten.

Angelika überblickte das Durcheinander der illustren Gesellschaft. Wie in einem Traumbild sah sie die Mitglieder des Hofes ihre Logen beziehen, sah Prinzen und Herzoge mit ihren eleganten Gemahlinnen. Hier promenierte ein mit Orden geschmückter Minister, dort standen zwei Abgeordnete in pelzverbrämten Hofkleidern im Gespräch. Diplomaten, Kavaliere in langen, bestickten Sammet- und Atlasröcken bildeten eine Gruppe. Hie und da blieb Angelikas Blick auf einem besonders originellen Anzug haften. Was mochte den grossen, hageren Honorabel veranlasst haben, diese violette, mit grünen Affen bestickte Moiréeweste zu tragen? Frühlingshaften Geschmack schien der Earl von Clarendon zu haben, auf dessen Goldstoffweste silberne Sonnenschirmchen prangten. Und erst die Damen! Noch nie hatte Angelika einen solchen Aufwand an Gesellschaftstoiletten gesehen. Wo sie hinblickte, blendeten glitzernde Edelsteine.

Eva Garrick unterhielt sich eifrig mit der Gräfin Burlington, da konnte sich Angelika weiter ihren stillen Betrachtungen hingeben. Vom Ballsaal her hörte sie die ersten Klänge der Musik.

Endlich — stand dort nicht Graf Horn, der sich in Gesellschaft einer Gruppe von eleganten Kavalieren befand? Jetzt hatte er sie jedoch in der Menge entdeckt. Bald stand er neben ihr, verneigte sich auf seine galante Art und küsste ihr die Hand. Er war einer der schönsten jungen Männer, die man sehen konnte, und er sah in seinem goldverzierten Samtrock wie ein wirklicher Prinz aus. Es schien ihr, dass man sie von allen Seiten mit Blikken verfolgte, als er sie kurz nach der Begrüssung in den Ballsaal führte.

«Du sieht reizend aus, Liebste. Dieses griechische Kostüm kleidet dich wunderschön», sagte Graf Horn, als sie sich in eine der Nischen setzten, die sich zu beiden Seiten des Ballsaales befanden.

«Findest du? Es ist im Stile der Madame Vigée-Lebrun, und doch nach meinem eigenen Entwurf gearbeitet», antwortete sie mit einem gewissen Stolz, während sein Blick mit erneuter Aufmerksamkeit auf ihrer Erscheinung ruhte. In der Tat bot Angelika in diesem schlichten, weissen Atlaskleid ein Bild der Anmut. In weichen Falten umgab es ihre schlanke Gestalt. Eine in griechischem Muster gehaltene Goldborte schmückte Halsausschnitt und Taille. In ihrem Haar schimmerte eine geflochtene Perlenkette — einst ein Geschenk der Herzogin von Modena.

Jetzt gab man das Zeichen zum Beginn des Konzertes. Im ersten Teil des Programms sang Angelika eine Arie von Giordono. Noch nie glaubte sie das «caro mio ben» so innig gesungen zu haben wie an diesem Abend. Und als sie im zweiten Teil des Konzertes ihr «pietosi a riguardar...» im «Stabat Mater» von Pergolesi sang, blickten ihre grossen Augen in hingebender Demut auf die Zuhörer. Ein tosender Sturm des Beifalls empfing sie, als sie an der Seite des Grafen Horn in den Festsaal zurückkehrte.

Der Prinz von Monaco, der bereits die Bildnisse besichtigt hatte, die Angelika von Persönlichkeiten der königlichen Familie gemalt hatte, äusserte sein Erstaunen, dass eine so grosse Malerin gleichzeitig eine so ausgezeichnete Sängerin sein konnte. Auf jeden Fall wünschte der Prinz, sich von ihr porträtieren zu lassen. Aber für den heutigen Abend wollte sie weder von Gesang noch von Malerei etwas hören. Was bedeutete all ihr Erfolg als Künstlerin gegen die Liebesworte, die ein junger, schöner Edelmann ihr ins Ohr geflüstert?

Das entzückende Landhaus des Ehepaars Garrick lag ausserhalb Londons an den Ufern der Themse. Es sah mit seiner breiten Freitreppe aus grauem Marmor und seinen hohen gotischen Fensterbogen eher einem kleinen Fürstensitz als dem Heim eines Schauspielers ähnlich.

Eine Pappellee führte bis zum grossen Gartentor des Landhauses. Gegen den Fluss hin breitete sich ein ausgedehnter Obstgarten aus. Zwischen Fruchtbäumen und Buschwerk weideten die Schafe und gackerten die Hühner. Kaninchen liefen fröhlich umher und taten sich an Grünzeug gütlich. Weiter entfernt lag das malerische Pächterhaus mit dem moosbedeckten Strohdach. In der Nähe des Flusses befand sich ein Gartenhaus, dessen Inneres zu einer Erinnerungsstätte Shakespeares ausgebaut war. Dort stand in Lebensgrösse die Mormorstatue des grossen Dichters, dessen Hamlet Garrick zu neuem Dasein erweckt hatte.

Von der mit wilder Rebe umrankten Terrasse des Gartenhauses genoss man im Sommer den schönsten Ausblick auf die Themse, wo die mächtigen Transportkähne wie riesige Wasservögel dahinglitten. Je nachdem der Wind wehte, hörte man die schweren Ruderschläge der kleineren Boote.

Jetzt aber war es Herbst geworden. Schon schlichen dichte Nebelschwaden vom Fluss herauf und überzogen die leuchtenden Herbstfarben des Weinlaubes mit einem feuchten Schleier. Vom zartesten Gelb bis zum tiefsten Purpurrot bedeckten die Blätter das Gras in weitem Kreis um das Gartenhaus herum. Welch' schöpferische Vielfältigkeit lag doch in dem Farbenreichtum der Natur!

Heute nahm sich jedoch niemand Zeit, diese träumerische Schönheit der herbstlichen Landschaft zu

Dr. med. Anna Baltischwiler †

In der Frühe des letzten Samstag erreichte uns die Trauerkunde vom Heimgang der früheren Chefärztin der Schweizerischen Pflegerinnenschule. Seit dem Rücktritt von ihrem verantwortungsvollen Posten im Jahre 1945 überschattete ein schweres Leiden ihren Ruhestand, dem treueste Pflege und ärztliche Kunst nur noch Linderung und keine Heilung mehr zu bringen vermochten. Es ist langsam stille geworden um die früher so rastlos Tätige, aber sie fühlte sich umgeben von der Liebe und Anhänglichkeit ihrer treuen Weggenossin und der vielen, die ihr in Dankbarkeit verbunden waren. Tausende von Frauen gedenken ihrer in diesen Tagen in Dankbarkeit.

Anna Baltischwiler wurde 1876 in Rheinsulz bei Laufenburg als Tochter eines Sägereibesitzers und Landwirts geboren, besuchte die Schulen der kleinen Rheinstadt, von 1891 bis 1895 das Lehrerinnenseminar der Höheren Töchterschule in Zürich mit Abschluss durch eine ausgezeichnete eidgenössische Maturitätsprüfung und studierte dann in Zürich Medizin. Nach sehr gut bestandenem Staatsexamen kam sie im Einverständnis und auf Veranlassung von Frl. Dr. A. Heer, die auf die begabte junge Medizinerin im Gedanken an ihre Zukunftspläne ein Auge geworfen hatte, nach Tübingen, wo sie an der Universitätsklinik unter dem bekannten gynäkologischen Forscher, Kliniker und und Chirurgen, Professor Albert Döderlein, als erste zugelassene Frau arbeiten konnte. Dank des grossen Vertrauens und Entgegenkommens aller Vorgesetzten und Mitarbeiter war diese Zeit für die junge Aerztin von grossem Gewinn. Ihren Niederschlag fand sie in der Dissertation über «Myome und deren Komplikationen», mit welcher sie hernach in Zürich doktorierte. Später folgte noch eine spezielle Ausbildung in Chirurgie.

1901 trat sie als erste Assistenzärztin in die neugegründete Schweizerische Pflegerinnenschule ein, avancierte bald zur Hausärztin, als welche sie amtete, bis sie nach kurzem Unterbruch im Jahre 1923 das verantwortungsvolle Amt der Chefärztin übernahm. Unter ihrer Leitung begann für die Anstalt eine Zeit segensreichster Entwicklung nach innen und aussen. Die grossen Neu- und Umbauten wurden von ihr bis ins kleinste Detail durchstudiert — und beeinflusst, neben der Arbeit als Chefärztin, als Leiterin der grossen Gynaekologischen Abteilung lagen ihr Schul- und Schwesternfragen am Herzen — nichts war zu klein und unbedeutend für sie, um es nicht gewissenhaft zu betreuen.

Und damit kommen wir zum Wichtigsten, zur Persönlichkeit der Verstorbenen. Dr. Baltischwiler darf als einmalige Persönlichkeit angesprochen werden. Sie ist mit niemandem vergleichbar. Um sie war auch in aufregendsten Situationen stets eine unerschütterliche Ruhe, ein klassisch proportionales Verhältnis zu Wesentlichem und Unwesentlichem. Ihr grosses Lebenswerk hat sie in fast klösterlicher Einsamkeit und Abgeschlossenheit von der Aussenwelt erfüllt. Um sie war stets Stille, Sicherheit, Geborgenheit. Wohl selten hat ein Mensch in so grossem Pflichtenkreis stehend, so selten ein unnötiges Wort geredet, eine nicht durch und durch überlegte Anordnung gegeben. Und dabei war sie stets voller Teilnahme an allem.

Von jung auf — denn schon als Assistentin war «unser Balti» gesundheitlich zart — hat sie auf alles verzichtet, was ausserhalb des Berufes Freude, Abwechslung, Erholung bieten kann. Sie gehörte noch zu der alten Garde jener Aerztinnen, die als Pionierinnen wussten, dass sie mit ihrer Arbeit, ihrem Verhalten Bahnbrecherinnen für die kommende Generation sein mussten. Und der Heranbildung und Erziehung dieser jungen Kolleginnen hat sie ihr Bestes gegeben: Das Beispiel treuester Pflichterfüllung, der Treue bis in den Tod.

Aus welchen Quellen sie ihre unversiegbaren Kräfte schöpfte, wir wissen es nicht! Wir haben nur ihr grosses, reiches Lebenswerk miterlebt in langen 50 Jahren, wir haben nur ihre Aufopferung am Krankenbett, ihre Güte und Fürsorge für ihre Patienten, ihr Interesse und ihre Treue für ihre Mitarbeiter immer wieder als den Ausdruck einer Kraft kennengelernt, deren Quellen tiefer liegen als in Intellektualismus, Philosophie und sozialem Verantwortungsgefühl. Mit ihrem Lebenswerk, ihrer ganzen Wesensart hat sie das schöne Wort Tertullians wahr gemacht: «Die Seele des Menschen ist eine geborene Christin.» El. St.

Mund; zuweilen bricht es kurz als Lachen aus, um alsobald wieder zurückgehalten zu werden. Manchmal verbreitet sich plötzlich eine leichte aufspringende Blutwelle über die helle jugendliche Haut ihres Gesichts. Dann kann Schwester Ernestine am Fenster stehn und in die abendliche Landschaft hinaus blicken. Sie ist schön mit ihren fernen weichen Hügelzügen, mit den Villengruppen, den romantischen Gärten hier und dort. Es ist ein Ausruhen für Ernestine; ein geniessendes Schauen; ein Ausschweifen ihrer Phantasie. Wenn sie nachts im Bett liegt, schickt der Mond zuweilen sein gelbes Licht auf ihre Bettdecke. Es ist die Stunde, da sie einmal, gelöst von ihrem strengen verantwortungsvollen Beruf an sich denken und zurück erinnern darf. Es hatte Liebe und Schönheit und Sehnsucht in ihrem Leben gegeben. Einen Aufbruch, ein Aufwallen des Herzens. Sie will sich jetzt nicht mehr daran festklammern; keine Grenzen mehr überschreiten; keinen Gefühlen freien Lauf lassen.

Man begegnet ihr selten im lang gewundenen Korridor: der Nachtschwester mit dem schmalen strengen Gesicht und den dunklen Augen. Fast scheu scheint sie immer zu entweichen; scheint sie nicht für den Tag, für das helle Licht geschaffen. Sie steht seit vielen Wochen auf ihrem Posten; sie hält durch. In den langen, schwarzen Nächten, in denen die Kranken wachen und leiden. In denen es ist, als müssten sie, schlaflos und gehetzt, unheimliche Schächte durchbohren. Sie selbst eilt durch den langen Gang als weisse Gestalt, sich von Tür zu Tür tastend, auf vorsichtigen, leisen, kaum auftretenden Sohlen. Ihr geschlossenes Gesicht, ihre kargen Worte, ihre feingliedrigen Hände scheinen um die abgrundtiefen Geheimnisse des Schmerzes, um die scharfen Kanten der Aengste zu wissen, wenn sie diesen und jenen Körper in den Kissen hochhebt; wenn sie Medikamente und Injektionen verabreicht.

Sobald die Morgenstunden anbrechen, verschwindet sie aus dem Gesichtskreis; flüchtet sie scheu und unauffällig in das weisse Haus der Schwestern. Aber zuweilen kann man sie auch zu gewissen Tagesstunden auf einer Bank in entfernten Winkeln des Spitalgartens treffen.

Ihr Blick geht in die Blumen und ins Grüne. Er hebt sich gegen die Bergzüge, gegen den Himmel und die wandernden Wolken. Es ist so wohltuend für sie. Sie hat die feinen schmalen Hände im Schoss gefaltet. Ihr Gesicht ist von herber Strenge, von asketischer Zucht. Wenn man ihr nahe wäre, wenn man es wagen würde, sähe man das warme umfangende Licht in ihren braunen Augen. Ihr Gesicht ist von so klarer Regelmässigkeit gezeichnet, dass man es schön nennen könnte.

Alice Suzanne Albrecht

DITZLER
CONFITÜREN

... für jeden Gaumen!

Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import.
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

Tagung im Kongresshaus

(Statt Rigiblick-Tagung)

Sonntag, den 9. März 1952, in Zürich, Beginn 10 Uhr

Seit 20 Jahren werden jeweilen im Frühjahr im Rigiblick Fragen der gärungslosen Früchteverwertung besprochen; dies Jahr muss die Tagung wegen der Abstimmung vom 30. März vorverschoben und ins Kongresshaus verlegt werden. Nationalrat Otto Hess behandelt das Landwirtschaftsgesetz, das in kommender unsicherer Zeit unsere Urproduktion fördern und unsern Bauernstand leistungsfähig erhalten soll. Zwei Kurzreferate von Herrn Spühler von der Alkoholverwaltung und Fräulein G. Brack, Haushaltungslehrerin, St. Gallen, zeigen einen neuen Weg, wie die Obstsaftkonzentrate das Beste aus den Obstüberschüssen retten und eine gute und mannigfaltige Verwendung im Haushalt finden. Zwei Beamte der Eidgenössischen Versuchsanstalten Wädenswil und Lausanne, die Herren Dr. Rentschler und Ph. Aubert berichten uns, wie aus Traubenüberschüssen am einfachsten Traubensäfte hergestellt werden, die herrlich schmecken und vortrefflich wirken.

Drei Instanzen, der Nationale Verband gegen den Schnaps, die Schweizerische Vereinigung für gärungslose Obst- und Traubenverwertung und die Schweiz. Zentrale für häusliche und bäuerliche Obstverwertung in Wädenswil laden zur Tagung ein. Jedermann sei freundlich willkommen.

Sauerkraut

Ein gutes Rezept

Endlich war es ihr verleidet, die ewigen Nörgeleien über ihr gekochtes Sauerkraut von Seiten ihres Mannes zu hören; sie kochte es regelrecht rezent, sorgfältig mit allen Finessen wie ihre Mutter es sie gelehrt hatte. Immer sagte ihr Mann:

«Frau Dr. B. kocht das Sauerkraut viel besser als Du — einfach göttlich — da kann sich das deinige nicht daran messen.»

«Gut, ich werde sie fragen, wie sie es kocht.»

«Nein, das darfst Du keinesfalls, Du würdest Dich blosstellen, und das will ich nicht.»

Anfangs kränkte es die junge Frau, allmählich wurde sie gereizt, es kam zu einem «Ehe-Sauerkrautskandal» und dies war wöchentlich, während ihre Gäste es lobten — (nun — die Gäste loben ja gewöhnlich). Aber sie nahm sich vor, nächstens zu Frau Dr. B. den Canossagang zu tun...

Sie machte sich also — sorgfältig gekleidet, mit Blumen in der Hand — auf den Weg zu Frau Dr. B., um «unter der Hand» das Sauerkrautrezept (von dem die Götter geruhten zu essen) zu erfahren.

Herzliche Begrüssung bei Frau Dr. B., ein reizend gedeckter Teetisch mit Rosen, selbstgebackenem Kuchen und freudiges, reges Geplauder. Man kam allmählich auf das «Kochen» zu sprechen, und ehe die Besucherin ihr Anliegen vorbringen konnte, hüstelte Frau Dr. B. verlegen und sehr befangen, mit rosa Kopf über ihre eventuelle «Blossstellung» begann sie:

«Schon längst wollte ich sie fragen, wie sie das Sauerkraut kochen, denn so oft ihr Mann bei uns welches isst (und er isst es ja sooo gern) sagt er: «Ihr Sauerkraut, liebe Frau Doktor, ist ja gut, aber so wie es meine Frau kocht — mmm — mit zwei Fingern tut er einen Schnalzer — so kann es niemand kochen — einfach göttlich!»

Nun konnte sich die junge Frau vor Lachen kaum fassen.

«Dasselbe sagt er zu mir, von Ihrem Sauerkraut.»

Jetzt schallte ein doppeltstimmiges Gelächter der beiden Frauen und schlau gewitzigt trennten sie sich nach der charmanten Teevisite.

Beim nächsten Sauerkrautessen sagte die junge Frau ruhig zu ihrem Mann:

«Nun habe ich es nach dem Rezept von Frau Dr. B. gekocht das ich neulich von ihr erhielt.»

Der Mann stutzte, ass dann schweigend — unsicher mit gesenktem Kopf — das Kraut mit Rippli und Würstchen und nie mehr beanstandete er weder das Sauerkraut seiner Frau noch das von von Frau Dr. B.

Darum ihr Frauen: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Dora Hauth

Politisches und anderes

Bundesrat Rubattel zu den Gefahren der gegenwärtigen Wirtschaftlage

Bundesrat Rubattel hielt letzte Woche eine Radioansprache, in der er sich mit den Gefahren der gegenwärtigen Wirtschaftslage befasste. Trotz Hochkonjunktur und besonders reger Bautätigkeit, richtete er namens des Bundesrates einen dringenden Appell an das Schweizer Volk grösste Zurückhaltung in der Bautätigkeit zu üben, um damit Arbeitsreserven zu schaffen für Krisenzeiten.

Der Gesandte der Bundesrepublik Deutschland bei der schweizerischen Eidgenossenschaft

Amtlich wurde bekanntgegeben, der Bundesrat habe Dr. Friedrich Holzapfel das Agrément als Gesandter der Bundesrepublik bei der schweizerischen Eidgenossenschaft erteilt.

Léon Nicole auf «falschem Weg»

Die Parteikonferenz der PdA hat beschlossen, Léon Nicole aller seiner Aemter in der Partei verlustig zu erklären. Ein Ausschluss ist nicht erfolgt. Die Entscheidung darüber wird dem Pfingstkongress überlassen. In einer Resolution wird Nicole davor gewarnt seinen «falschen Weg» weiter zu gehen.

Die Atlantikkonferenz in Lissabon

Am Montagabend ging die 9. Tagung des Atlantikrates zu Ende. Es wurde ein offizielles Communiqué ausgegeben, in dem es u. a. heisst: Der Rat nahm Kenntnis von einem Bericht der Pariser Konferenz über die europäische Verteidigungsgemeinschaft, sowie von einem Bericht der Besetzungsmächte über die geplanten vertraglichen Vereinbarungen mit der deutschen Bundesrepublik. Eine Verständigung wurde erzielt über die in diesem Jahre aufzubauende Verteidigungsmacht. Sie soll insgesamt 50 vollständig ausgerüstete und ausgebildete Divisionen umfassen, sowie eine Luftarmee von 4000 Flugzeugen. Der Rat beschloss ein permanentes Organ aus Vertretern der Nordatlantik-Staaten zu bilden und einen Generalsekretär zu ernennen, mit Sitz in Paris. Zum Generalsekretär wurde der britische Botschafter in Washington, Sir Oliver Franks, gewählt. In einer speziellen Erklärung betonte der Atlantikrat die Ziele der atlantischen Gemeinschaft. Sie soll Schutz sein gegen eine Aggression und ihr erstes Ziel ist der Friede.

Moskau weist die italienische Note zurück

Wie Radio Moskau meldet, hat die sowjetische Regierung die italienische Note vom 8. Februar, worin die Revision des Italienischen Friedensvertrages und die Aufnahme Italiens in die Uno verlangt wurde, als unbegründet abgelehnt.

alt Ständerat Dr. Oskar Wettstein gestorben

Im Alter von 86 Jahren ist alt Ständerat Dr. Oskar Wettstein, ehemaliger Chefredaktor der Zürcher Post und Schöpfer des journalistischen Seminars an der Universität Zürich, gestorben.

Der Solothurner Kantonsrat erschliesst der Frau das kirchliche Stimm- und Wahlrecht

Der Solothurner Kantonsrat trat zu einer ausserordentlichen Session zusammen. Er stimmte in zweiter Lesung der Kantonsverfassungs-Aenderung zu, wonach die Gesetzgebung den Schweizerbürgerinnen die Stimm- und Wahlberechtigung im Kirchenwesen erteilen kann.

Britische Auszeichnung zweier Schweizerinnen

Der verstorbene englische König hatte noch vor kurzem Frau Meyer-Turner und Frau Silvio Anselmi-Battersby in Bern für ihre Tätigkeit in den Frauenhilfswerken zugunsten britischer Internierter und Kriegsgeschädigter den britischen Orden für Verdienste um die Freiheit verliehen.

Einweihung eines Instituts der Schweizer Spende in Paris

Das Institut Edouard Claparède, ein medizinisch-psychologisches Zentrum zur Wiedereingliederung von Kindern in das soziale und familiäre Leben wurde durch den französischen Gesundheitsminister offiziell eingeweiht. Das Institut wurde dank der Schweizer Spende geschaffen. cf

Arte del Ticino - Kunstgewerbe

Stamptenbachstrasse 42, Zürich, Tel. 28 59 55

der kleine kunstgewerbliche Laden mit Einzelstücken in Keramik, originellem Schmuck und unzähligen hübschen Kleinigkeiten, die auf Sie warten!

---

bewundern. Die Gäste, die Mrs. Garrick zu einem Nachmittagstee gebeten hatte, traten, kaum den Wagen entstiegen, alsbald in das gastliche Haus. Die Anziehungskraft dieses ausgesuchten Interieurs ging vor allem von dem Charme der Besitzerin aus. Die Einrichtung des Hauses verriet eine harmonische Verbindung des hoch entwickelten Kunstverständnisses Garricks mit der österreichischen Gemütlichkeit seiner Gattin. Jeder kleinste Gegenstand, jedes Möbelstück, jede Tapete zeugte von ausgesuchtem Geschmack.

Unter Garricks Sammlung befanden sich ausser einigen altitalienischen Meisterwerken mehrere Gemälde von Hogarth. Viel Beachtung fanden zwei Bildnisse des Schweizer Malers Henry Füssli: Garrick als Macbeth und Mrs. Pritchard als Lady Macbeth darstellend.

Unter den erschienenen Gästen befanden sich der eben genannte schweizerische Maler Füssli, Angelika Kauffmann und Mary Moser, eine junge Landsmännin der beiden, die zur Zeit in London als Malerin ebenfalls bekannt war.

Die erste Begegnung mit Henry Füssli gestaltete sich für Angelika zu einer humorvollen, da sie sich sogleich seines Namensvetters erinnerte, den sie von Rom her kannte.

Im Verlaufe des Gesprächs zeigte sich so viel Uebereinstimmung in der Gesinnung der beiden Füssli, dass Angelika immer wieder staunte. Beide zeigten lebhaftes Interesse für die antike Kunst. Beide waren begeisterte Anhänger Winckelmanns, dessen Werk «Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke» der Londoner Füssli ins Englische zu übersetzen im Begriffe war. Sowohl Johann Heinrich, wie der englisch angehauchte Henry Füssli verehrten Rousseau und seine Lehren. Beide lehnten sich mit ungestümer Entschlossenheit gegen alles Konventionelle ihrer heiss geliebten Vaterstadt Zürich auf.

Mrs. Garrick bat ihre Gäste, den Tee im geräumigen Gartensaal einzunehmen. Dort standen bequeme Sessel und Kanapees im Halbkreis um den hohen Kamin. Ein üppig loderndes Feuer verbreitete wohltuende Wärme. Eine Anzahl Besucher, die im grossen Salon keinen Platz gefunden hatten, liessen sich im Wintergarten und in den Nebenräumen nieder. Obwohl die Bedienung in zuverlässigen Händen lag, war Eva Garrick eifrig um ihre Gäste besorgt. Jeder sollte das vorgesetzt bekommen, was er liebte.

Nach dem Tee wurde musiziert und gesungen. Manche Gäste verweilten längere Zeit bei der Besichtigung altitalienischer Gemälde, die Garrick mit Vorliebe sammelte. Einige unterhielten sich über die Bildnisse von Füssli, andere durchstöberten die Bibliothek, in der sich eine Anzahl seltener Bände befanden.

Angelika wartete voll freudiger Erregung auf den Augenblick, wo sie mit Eva Garrick allein sein konnte. Sie wusste, dass sie die Hausordnung nicht verletzte, wenn sie nach Verabschiedung der übrigen Gäste noch dablieb. Von der Unterhaltung angeregt, ergriffen von den Eindrücken der Musik, fühlte sie eine Benommenheit, die sie nicht nur dem Duft der Blumen und Kerzen zuschreiben konnte.

Eva Garrick hatte sie gebeten, im kleinen Salon auf sie zu warten.

Im Kamin prasselte das Feuer. Auf dem kunstvoll eingelegten Sekretär tickte eine zierliche Uhr. Die vergoldeten Figuren, die das Uhrgehäuse schmückten, stellten eine Gruppe von Nymphen dar. Im Hintergrund zielte Amor mit spitzem Pfeil auf eine der spielenden Gestalten, die mit wehendem Schleier dem Schusse des Liebesgottes zu entfliehen schien. Angelika betrachtete in stillem Nachdenken die Gruppe, die beides zugleich darstellte: Spiel und Ernst, Traum und Wirklichkeit. So war doch auch das Leben: Glück und Unglück liefen neben einander her bis ans Ende.

«So in Gedanken versunken, Angelika?» fragte Eva Garrick, ihrer Freundin die Hand drückend, als sie eintrat.

«Ja, ich möchte dir etwas sagen, Eva. Du zeigtest stets so viel Verständnis für mich.»

«Nun, jetzt sind wir ja endlich allein, erzähle! Uebrigens scheint sich Füssli mit Mary Moser wieder ausgesöhnt zu haben. Mary strahlte ja förmlich vor Glück.»

«Ich vermute, dass du dich diesmal irrst, meine Gute, der strahlende Blick Mary Mosers galt nicht Füssli, sondern einem andern. Mary ist ein liebes, kluges Mädchen, sie hat sich bewundernswert mit den Tatsachen abgefunden. Ausserdem wird sie sich auch über ihren künstlerischen Erfolg freuen. Königin Charlotte will ein ganzes Zimmer mit ihren feinen Blumenbildern schmücken.»

«Liebes Kind, du redest von andern und dabei ist dein Herz zum Ueberfliessen voll. Glaubst du wirklich, dass ich das nicht bemerkt habe?» Mit diesen Worten schaute Eva ihrer Freundin in die verzweifelt zu ihr aufblickenden Augen. Sie nahm Angelikas Kopf zwischen ihre weichen, warmen Frauenhände, als sie zu sprechen fortfuhr: «Sei mir nicht böse, wenn ich Graf Horn nicht eingeladen habe. Es ist uns allerhand zu Ohren gekommen, das unser Misstrauen gegen ihn verstärkte.»

«Was ist es denn? Sprich! Es wird so viel geredet, man darf nicht auf alles hören», versetzte Angelika erregt aufstehend und im Zimmer auf- und abgehend.

«Hast du den Eindruck gewonnen, dass wir uns auf Gerede verlassen würden?» fragte Eva Garrick ein wenig verstimmt.

«Nein, im Gegenteil, von dieser Seite habe ich euch nie kennen gelernt. Sag', würdet Ihr mir von dieser Verbindung abraten?»

«Gibt es in Liebesfragen überhaupt einen Rat?»

«Wenn ein Mensch raten kann, dann bist du es!» versicherte Angelika.

«Und doch, wenn es drauf ankommt, tut ein jeder, was ihm beliebt», sagte Mrs. Garrick. «Ein verliebter Mensch ist zum Heil oder Unheil der Stimme seines Herzens preisgegeben. Soll ich ganz offen, darf ich wirklich offen zu dir reden?»

«Ich bitte dich darum!»

«Der junge Graf hat etwas in seinem Blick, was mir nicht gefällt. Ein Italiener würde ihn «Malocchio» nennen. Der Mann mag jungen Mädchen wohl sehr gefallen. Er behext ja völlig mit seinen schönen Augen.» Eva lehnte sich in ihren bequemen Fauteuil zurück. Ihr feines Gesicht trug den Ausdruck tiefsten Ernstes.

«Du würdest ihn also abweisen?» fragte Angelika.

«Ich würde mir alles noch reiflich überlegen.»

Wie? Was?» Angelika fühlte sich an der empfindlichsten Stelle getroffen. Das Misstrauen ihrer Freundin schien ihr übertrieben. Sie war dem Weinen nahe und fand sich gedrängt, den Grafen auf das heftigste zu verteidigen: «Er stammt aus einer alten, vornehmen Adelsfamilie!» wandte sie ein.

«Hat ein Edelmann es nötig, mit seiner Herkunft zu prahlen, um einer Frau zu gefallen?» fragte darauf Eva.

«Seltsam! Du bist die einzige, die an ihm zu ta-

Liebe Mutter Helvetia

Wir haben längere Zeit nicht mehr miteinander korrespondiert, das heisst wenigstens direkt, denn indirekt haben wir ja immer wieder Gelegenheit, voneinander zu hören. Aber als Jüngere ist es wohl an mir, den Faden wieder mal auf- und die Feder zur Hand zu nehmen in dieser Fasnachtszeit, in der es merkwürdiger Weise den Menschen gestattet wird, offen zu sagen, was sie denken, ohne dass es zum guten Ton gehört, es ihnen dann nachher übel zu nehmen.

Dass auch wir Frauen eine solche Gelegenheit benützen müssen, hast Du ja mit Deinem grossen Sinn und den 22 Herzkammern immer gut verstanden, und das vergangene Jahr war ja ziemlich geladen mit allerlei Spannungen und Erfahrungen und deshalb kann eine mehr humorvolle als tragische Rekapitulation sicher nichts schaden. Ich finde nämlich immer, man sollte mehr Zeit haben zum Briefe schreiben, denn man überlegt sich dabei doch gewöhnlich allerlei, über das man im «Gespräng» das Alltags einfach hinweggeht.

Dass wir arme Eidgenossinnen leider mit unseren staatlichen Rechten immer noch auf dem gleichen Punkte stehen wie anno dazumal bei meinem letzten Brief, muss Dein mütterlich-gerechtes Herz sicher eben so sehr belasten, wie es unser töchterliches Empfinden gegen die nur gedruckte Gleichheit vor dem Gesetze verletzt. Eigentlich sollte man sich gar nicht mehr darüber aufregen — es gibt ja so ein schönes Sprichwort: «Mensch ärgere Dicht nicht, wundere Dich nur» — aber äbe — wenn man mit dem Wundern anfängt, dann kommt man gar nicht mehr daraus heraus. Denn so im grossen ganzen sind ja unsere Sennenbübli gar nicht so übel, und wenn die Sennenmeiteli ein wenig klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben sind, so finden sie in manchen Situationen den Rank schon. Am besten ist es immer — es ist auch das Grundrezept für jede gute und friedliche Ehe — man scheint mehr oder weniger einverstanden, schafft durch zu heftigen und leidenschaftlichen Widerspruch keine Prestigefrage, und versucht die da und dort doch in unserer öffentlichen Ordnung immerhin vorhandenen Rosinen zu finden, und sie dem Sennenbübli gegenüber so geschickt und schmackhaft anzuwenden, dass nach und nach ein Stücklein nach dem andern von seinem Anti-Frauen-Komplex abbröckelt.

Wenn ich von dem Sennenbübli spreche, so denke ich dabei natürlich nicht an jene «Chiefs» derselben, die ja zum Teil sich auch sehr kräftig auf die Seite der maulenden und raisonierenden Sennenmeiteli stellen. Das hat man im Nationalrat erlebt im Sommer, wo einige sogar den Mut und die Ritterlichkeit gehabt haben, den Frauen gegenüber einen anständigen Ton zu fordern, als einer ein wenig vergessen hatte, wo und über wen er sprach. Im Ständerat ging es durchaus korrekt und fair zu, nur gab es da ganz mittelalterliche, ja fast leibhörige Ideen zu hören, wie z. B. dass eine Frau nur mit der Erlaubnis des Mannes das Haus verlassen dürfte, um an eine Versammlung zu gehen, wenn sie bürgerliche Rechte bekäme. Ueber solche Auffassungen kann man wirklich nur herzlich lachen — und höchstens eine eventuelle betreffende Gattin bedauern!

Aber liebe Mutter Helvetia — in ganz grosser Sorge sind wir bei einem solchen mittelalterlichen Konservatismus um das Los des neuen Bürgerrechtes — rede doch eindringlich mit Deinen grossen Buben, und sage ihnen, wie unendlich viel Leid und Kummer und bittere Not verhindert werden könnte, wenn wenigstens da die Schweizerin ebenso menschlich behandelt würde wie der Schweizer.

Im grossen ganzen sind wir eher in Sorge um das Land — und verstehen wirklich nicht recht, dass Du Deinen Söhnen ständig gestattest, so viele Millionen mehr auszugeben, als sie überhaupt haben. Und wofür? — für den lieben Alkohol, an dem wir langsam aber sicher degenerieren, für den grossen Luxus und hohen Lebensstandard, der uns so verweichlicht, dass wir an der nächsten Olympiade am besten grad zu Hause bleiben, statt uns so zu blamieren. Es ist bald so weit, dass wir nur noch auf den Lorbeeren der alten Schweizer ausruhen können vor lauter Geldverdienen, Gutleben und immer mehr den Staat allmächtig werden lassen, der bald jede persönliche Freiheit einschränkt mit lauter Gesetzen, die immer wieder den einen oder andern das Leben leichter, den Gewinn grösser machen sollen.

Nur um den Konsumenten ist man nie sehr erschütternd besorgt. Der Index — ach liebes Müetti — was ist schon der Index? Da heisst es immer: nur so, so, so wenig — und doch braucht es wieder überall Zulagen! Aber wer hilft den Abertausenden die keine Zulagen zu gewärtigen haben, die für drei simple baumwollene Fadenspüli Fr. 3.05 zahlen müssen, die fast bei jedem Einkauf merken, dass es wieder ein bitzeli teurer ist, als das letzte Mal, und dass es dann schliesslich aus den vielen Bitzeli eben eine fühlbare Verteuerung des Lebens gibt?

Neben all den vielen, die heute in der Hochkonjunktur schön «Geld machen», gibt es halt auch solche, die keines machen. Vielleicht würde man hie und da etwas mehr an diese denken, wenn ein paar Stauffacherinnen oder Bülacherinnen — denn sie kämen ja dann auch hinein — mit ihrem mütterlichen Gefühl in den Behörden sässen, und vielleicht hätte man dann für menschlich nötigere Dinge als für Weisswein und Skischulen ab und zu ein «Milliönchen».

Ich sage extra «Milliönchen» — nicht, dass ich etwa deren selber hätte, und sie deshalb so von oben herab gering schätzen würde — aber man hat leider gegenwärtig häufig das Gefühl, als ob bei unseren führenden Sennenbuben, die das Volk zu betreuen haben, der Sinn für gewisse Dimensionen verloren gegangen ist. Und dann wundert man sich, wenn bei den anderen die Gewissenhaftigkeit und der Sinn für Ordnung und Gleichgewicht immer mehr verloren geht?

Und das mit der Getränkesteuer — was Du wohl darüber denkst? — hast allwäg eben so grosse Freude daran wie viele Deiner Söhne und Töchter, denen man in unseren ausgezeichneten Schulen einen so guten Begriff von Logik beigebracht hat, dass sie an dieser Logik entweder nichts begreifen, oder dann nur das, dass es in unserem Volk Bezirke des Gefühls und des materiellen Egoismus gibt, gegen die einzuschreiten so unpopulär wäre, dass man lieber von vornherein auf einen währschaften Kampf verzichtet: bei einem Jahreskonsum von Alkohol von fast 900 Millionen Liter ! !

Ueber Rheinau — diese die Ostschweiz so tief bewegende Angelegenheit — ist nun doch so etwas wie ein rosiges Wölklein der Verhandlungsbereitschaft aufgegangen, ein Beweis dafür, dass der Souverän noch lebens- und kampffähig ist, wenn er sich in seinen Rechten beeinträchtigt fühlt. Es ist halt doch immer das beste, «man rede miteinander».

Nun habe ich aber genügend unseren Unmut über verschiedene Dinge bei Dir abgeladen. Du gute alte Mutter Helvetia. — Ich möchte Dir nur noch sagen, dass wir in unserem Kampf um unsere Rechte nicht lugg lassen, sondern von neuem mit aller Kraft ihn starten werden. Wir wissen ja schon, dass es noch manchen Anlauf brauchen wird — der Egoismus ist eine der am schwersten zu bekämpfenden Erbsünden der Menschheit — aber was schadet das! Jede Niederlage findet uns geschlossener in erweiterten Reihen, denn schliesslich wird es immer mehr Frauen zu dumm, ständig nur zahlen, arbeiten und parieren und zu allem schweigen zu müssen.

Da Du ja leider auch nur eine Frau bist — merkwürdiger Weise bis jetzt noch nie durch einen Mann ersetzt — wissen wir schon, dass Du für uns nicht viel tun kannst. Aber schon nur denken zu dürfen, dass Dein mütterliches Herz über die unhaltbare Situation Deiner Töchter mit uns blutet, erfüllt mit Dank und Zuversicht die vielen Tausenden von Kampfesfreudigen und sich ständig vermehrenden

Enfants terrible.

Ausserdem — logischerweise — ist es doch kaum möglich, dass ein so junger Staat mit solch' ungeheuren Problemen, von denen andere Staaten nicht die Hälfte kennen, in nicht einmal vier Jahren einen Gesundheitsdienst auf die Füsse stellen, der sich mit einem Gesundheitsdienst in einem geordneten Staate messen kann, der in jahrelanger zäher Arbeit aufgebaut worden ist!

Liest man im Artikel von Frau Dr. P. B. die Ausführungen über die «Camps der Neueinwanderer», so bekommt man den Eindruck, das solche Lager gut und hygiensich organisiert seien. Dass diese Lager jedoch ein Grab der Gesundheit sind, auf einen solchen Gedanken kommt somit natürlich niemand, nur der, der darin gelebt hat. Es stimmt, dass man desinfiziert und durchleuchtet wird und einige Impfungen erhält, aber damit hat der Sanitätsdienst seine Pflicht getan. Was alle andern Kranken im Lager tun, um die kümmert sich niemand. Hygienische Einrichtungen gibt es überhaupt nicht. Die Latrinen sind offen, sie werden zwar «neocitiert», aber was nützt das, wenn Millionen von Fliegen von diesen Stellen aus die Menschen nicht schlafen lassen, sich auf die Esswaren stürzen usw.? Wenn die Kehrichteimer überall aufgestellt in der grossen Hitze einen unerträglichen Geruch ausströmen und ebenfalls von Fliegen belagert sind? Wenn man keine Möglichkeit hat, seinen Teller und sein Glas heiss zu waschen? Wie kann man gesund bleiben, wenn das Trinkwasser nicht frisch ist, wenn man sich waschen muss, wo tausend andere, Kranke und Gesunde sich waschen, Wäsche waschen und Geschirr abspülen? Warum gibt man den Europäern Essen, von dem sie in den ersten Tagen schon magenkrank werden, Durchfall bekommen und nachher hungern, weil sie solche Verpflegung nicht vertragen, wo sie sich noch dazu an das neue und schwierige Klima gewöhnen müssen?

Ich habe das alles miterlebt, und alle unsere Bekannten auch, die in verschiedenen Lagern aufgeteilt waren.

So möchte ich fragen: Was hat das für einen Zweck, phantastisch gute und glänzende Blitzlichter auf die Zustände in Israel zu werfen? Anstatt den Sinn zum Helfenwollen aufzuwecken, begräbt man ihn damit — und die Not ist doch so gross, soviel sollte getan werden, so viele brennende Probleme warten auf eine dringende Lösung! So viele Menschen haben gehofft, endlich, endlich einmal unter normalen Bedingungen und Verordnungen leben zu dürfen, und wiederum stehen sie vor masslosen Schwierigkeiten — Israel ist arm, 90 Prozent der Emigranten wandern mittellos ein, der Boden gibt erst wenige Erträgnisse ab. Es ist eine Leistung, dass in einem solchen Klima überhaupt schon so viel gemacht worden ist, aber dies ist noch viel viel zu wenig. An allem ist Mangel. Isreael kann nicht geholfen werden, wenn man seine Nöte verschweigt und stolz übersieht. Es wird vieles getan, erfolgreiches und erfolgloses, man versucht und arbeitet: dass sind die Kennzeichen jedes Neubeginnes. Nicht Ueberheblichkeit, sondern Aufrichtigkeit und ehrliches Zugeben der Nöte erwecken ehrliche und tatkräftige Sympathie, deren Israel dringend bedarf.

Frau Els Goldstein-Lehmeier

Pic-Fein Kochfett solls sein!!

Das Gesundheitswesen der Einwanderer und der Bürger in Israel

(Eine Entgegnung zum Artikel «Das Gesundheitswesen und die Aerztin in Israel», vom 8. Februar 1952)

Der oben erwähnte Artikel im Frauenblatt vom 8. Februar hat mich dazu veranlasst, dieses Thema nochmals aufzugreifen. Wer ihn liest, erhält den Eindruck, dass im jungen Israel auf dem Gebiet des Gesundheitswesens alles nur denkbar mögliche getan wird, alles aufs beste organisiert sei, und dass soziale Wohlfahrtswerke blühen und gedeihen. Und wenn man dann noch im letzten Absatz liest, dass «in diesem jüngsten aller Staaten ein Gesundheitswesen geschaffen worden ist, das sich mit ähnlichen Institutionen in den fortschrittlichsten Staaten des europäisch-amerikanischen Kulturkreises messen kann», so erstarkt dieser Eindruck leider zur beruhigenden Gewissheit.

Meines Erachtens wurden diese Feststellungen von jemandem gemacht, der nicht in Israel lebte, litt und kämpfte, sondern lediglich auf einer Studien- oder Touristenreise gewisse Leistungen zu sehen bekam, wie das eben so üblich ist. Die Reisenden werden im Lande herumgeführt, man zeigt ihnen dies und das, um zu imponieren, aber dem effektiven Leben und den durchschnittlichen dortigen Zuständen bleiben sie fern.

Wäre alles so wohl bestellt, so würden die Zeitungen von Israel nicht folgende Bemerkungen publizieren wie z. B.: «In Autobussen, die hernach wieder dem Publikumsverkehr dienen, werden die Leichen in Jerusalem zur letzten Ruhe transportiert; denn in Jerusalem gibt es keinen Leichenwagen. Konkret gesprochen: die Stadt muss die sofortige Errichtung einer Leichenhalle und die Anschaffung eines Leichenwagens durchführen.» Oder: «Wo sind eigentlich die besonderen Zuteilungen für Kinder? Wo sind die besonderen Zuteilungen für Kranke und werdende Mütter? Sie alle bestehen nur auf dem Papier. Es wird von Tag zu Tag schlechter. Die Unterernährung trägt bereits ihre Früchte. Aeltere und schwächere Personen erkranken in zunehmendem Masse. An der Jugend wird sich die Unterernährung in späteren Jahren rächen. Die Volksgesundheit ist auf einem Niveau, das ein absolutes Tief erreicht hat». — Wie sind diese Zeitungszeilen, deren Wahrheit auch ich erlebt habe, mit den im genannten Artikel erwähnten Kinderwohlfahrtsstationen, «Kampf für die Gesundheit», vorbeugende Medizin usw. in Einklang zu bringen? Medikamente und Verbandartikel zu kaufen, wie man es hier zu tun pflegt, ist eine Illusion. Wie froh war ich, eine wohlausgestattete Haus-Apotheke zu haben, von den einfachsten Mitteln bis zu Sulfamiden, Injektionen, Serum usw. Nicht umsonst kamen Bekannte und nicht Bekannte zu mir, um bei mir Rat, eventuell Medikamente und Hilfe zu suchen, weil entweder kein Arzt zu finden war, oder sie Angst hatten, sich in die Behandlung der vom Volk nicht ästimierten Polikliniken zu begeben oder kein Geld hatten, sich an einen privaten Arzt zu wenden. Wie froh war ich, wenigstens manchmal helfen zu können, wenigstens im Sinne einer Samariter-Hilfslehrerin.

Karawanenstrassen, früheste Verbindung zwischen Orient und Okzident

Jedermann kennt die Wichtigkeit des Suezkanales, der Verbindung von Mittelländischem Meer und Rotem Meer bzw. Indischem Ozean; nicht umsonst versucht Aegypten, die Vorherrschaft Englands über den Suez zu brechen. Wenn heute die Ueberwachung des Suezkanales von grösster Bedeutung ist, so war dies in alter Zeit der Fall für die Beherrschung der Karawanenstrassen.

Wir wissen, dass die alten Römer den orientalischen Luxus sehr schätzten, sie gaben für dessen Beschaffung ungeheure Summen aus und diese trugen stark zu der defizitären Wirtschaft der alten Römer bei. Gerade in den letzten Jahren wurden in Süd-Arabien römische Goldmünzen aufgefunden, es ging also um Ware gegen Gold.

Mlle Clarie Préaux, Professorin an der freien Universität von Brüssel, führte uns in einem Vortrag, gehalten an der Universität Bern, über die alten Karawanenstrassen. In der Antike wurden drei Strassenzüge benützt. Die eine, beschwerliche Route führte vom Nil ans Rote Meer, dann auf dem Seeweg nach Indien. Die Ptolemäer gebrauchten diesen Weg vor allem im 4. Jahrhundert v. Chr. für die Herbeischaffung von Elefanten aus Indien. Die wenigen Häfen an der afrikanischen Küste des Roten Meeres stammen aus dieser Zeit, sie dienten der Versorgung mit Trinkwasser. Der ungünstigen Windverhältnisse wegen benötigte man für die Fahrt auf dem Roten Meer ungefähr das Vierfache an Zeit gegenüber der Fahrzeit für die Durchquerung des Indischen Ozeans, obwohl diese Strecke ungleich grösser ist.

Die zweite Route führte der arabischen Küste entlang. Diese Karawanenstrasse war die begehrtere, da infolge der zeitweiligen Regen die Wasserversorgung müheloser war. Auf der arabischen Route wurde vor allem Weihrauch nach dem Abendland gebracht. Die Strasse wurde von den Arabern beherrscht. Es gelang den Römern nie die Araber zu bezwingen und so die Herrschaft über die Karawanenstrasse zu erhalten. Dagegen gelang es den Römern Petra, die alte Hauptstadt der Nabatäer, zu erobern. Diese Stadt war der Knotenpunkt in dem Verkehr zwischen Arabien und Sy-

deln findet. Lady Home und Gräfin Burlington loben den Grafen einstimmig.»

«Nun, sagte ich dir nicht, meine Liebe, Verliebten sei schwer zu raten? Man kann zur Ueberlegung mahnen. Das ist alles, was man tun darf. Auch ich bin nur ein Mensch, mein Vorgefühl kann mich täuschen. Niemand soll auf seine Menschenkenntnis schwören.»

Erst nach Mitternacht brachte die Garrick'sche Equipage Angelika nach dem Golden Square zurück.

(Fortsetzung folgt)

Edvige Pesce-Gorini in der Schweiz

Der Schweiz. Lyceum-Club, Sektion Basel, hatte die Freude, am 20. Februar die italienische Schriftstellerin und Dichterin Edvige Pesce-Gorini aus Rom, die sich auf einer Vortragstournée in der Schweiz befand, in seinem Clublokal über «Scrittrici italiane nell'intimità» sprechen zu hören. Die Vortragende hat es verstanden, einige prominente italienische Schriftstellerinnen wie Grazia Deledda, Clarige Tartufari, Amalia Guglielminetti, Anni Vivanti, Matilde Serao und Ada Negri, mit denen sie in Freundschaft verbunden war, uns nahe zu bringen, kann sie doch aus sehr vielen persönlichen Erinnerungen schöpfen. Sie, die viel jüngere, durfte durch ihre Freunschaft Anteil haben an ihrem Leben und Schaffen.

Zu Unrecht wurde Grazia Deledda, die gefeierte Nobelpreisträgerin, als äusserst streng und unnahbar beurteilt. Sie war schüchtern und litt darunter, dass man sie feiern wollte. Grosse Empfänge waren ihr stets eine Qual und sie musste sich die Ruhe zur Arbeit oft richtig erkämpfen. Bezeichnend war auch ihre ausgesprochene Abneigung gegen die Maschinenschrift, indem es ihr war als ginge dabei das Persönliche vollkommen verloren.

Clarige Tartufari, schon in früher Kindheit Vollwaise, wurde von einem sehr strengen Grossvater erzogen. Ihr Leben war ein hartes. Enttäuschungen und Schwierigkeiten aller Art wurden ihr nicht erspart, doch war sie sich ihres Wertes bewusst. In der Arbeit fand sie immer wieder Trost und Genügen. Erstaunlich war ihre Kenntnis fremdländischer Literatur.

Amalia Guglielminetti's Lyrik wurde nicht immer das Verständnis entgegengebracht, das sie verdient hätte. Eine tiefe Trauer verbirgt sich vielfach hinter einer Maske von Zynismus.

Ein reiches und interessantes Leben wurde Anni Vivanti zuteil. Sie reiste sehr viel und durfte sich grosser Sympathien erfreuen.

Matilde Serao, die mit ihrem Gatten sich im Journalismus betätigte, war von einem wahren Arbeitsfieber besessen. Ihre zahlreichen Werke wurden sehr viel übersetzt, in Englisch, Französisch, Deutsch. Unsäglich litt sie mit allen Müttern, die ihre Kinder dem Kriegsmoloch opfern mussten. Zum Arbeiten begab sie sich mit Vorliebe in die Berge, während das starke Licht des Südens ihre Schaffensfreude zu beeinträchigen drohte.

Wie Matilde Serao hatte auch Ada Negri ein sehr stark ausgeprägtes Gefühl für Mütterlichkeit, und eine grosse Güte strahlte von ihr aus. Auch ihre Werke sind viel in andere Sprachen übertragen worden, Glänzende Feste, die veranstaltet wurden um sie zu ehren, waren ihr geradezu eine Pein. Alles opferte sie ihrer Kunst und, um ungestört arbeiten zu können, zog sie sich, wenn immer möglich in ihr Arbeitszimmer zurück. Auch ihr sind Enttäuschungen nicht erspart geblieben und sie litt oft schwer unter den Anfeindungen.

Frau Pesce-Gorini, die mit obgenannten berühmten Schriftstellerinnen und Dichterinnen eng befreundet war, hat uns einen vortrefflichen Einblick in deren Leben und Wirken vermittelt, in ihre Mütterlichkeit, ihre grosse Liebe zu den Kindern und ihre Seelengrössen in schwerer Zeit.

Die Vortragende, selber eine namhafte Schriftstellerin und Dichterin, hat sich auch insofern verdient gemacht, als sie die «Associazione internazionale di poesia» in Rom gegründet hat, deren Präsidentin sie seit 4 Jahren ist.

a. e.

Knut Hamsun †

Es ist seit dem Krieg stille und einsam geworden um den einst so gefeierten norwegischen Dichter. Sein Volk und mit ihm die demokratisch denkenden Völker konnten ihm seine tatsächliche, oder auch nur scheinbare, mehr gesellschaftliche oder aus künstlerischer Eitelkeit bedingte Sympathie für die deutschen Verbrecher in Norwegen nicht vergessen, nicht verzeihen. Er hat gebüsst dafür, in tiefster Einsamkeit seine letzten Jahre verbracht.

Heute gehen die Gedanken zurück zu seinem Werk, mit dem er in einer Zeit oft ziemlich weltfremder, sentimentaler Literatur die Menschen zurückführte zur Natur. Zum Bewusstsein der schönen, lebendigen, schaffenden Gottesnatur draussen in der Welt; und zur Wahrheit in der eigenen Seele, als Wirkung und Werkzeug dessen, was ewigen Ursprungs ist, und das nur unverfälscht aus der Treue zu sich selbst und unserer ewigen Bestimmung den Zweck des einzelnen Lebens erfüllen kann.

Wir gedenken des nachhaltigen Eindrucks seiner Werke: «Mysterium», «Segen der Erde», «Neue Erde», «Pan» und vieler anderer, wobei besonders die Erinnerung an den «Landstreicher» lebendig geblieben ist. Der tiefe seelische Gehalt seines Werkes war es, die ihn zum Träger des Nobelpreises für Literatur werden liess. Und das, was er in seiner Liebe zur Menschheit, aus seinem Wissen um die nordische Seele geschaffen und gestaltet hat wird sicher seine Bedeutung und seinen Einfluss hinüberretten in eine Zukunft, in der eine Menschheit, die weniger leidenschaftlich, weniger kompromisslos die grausame Zeit des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen miterleben und mitbekämpfen musste, nur vom Künstlerisch-Seelischen her wieder an seine Schöpfungen herantreten kann.

Wollen wir an das Leben jeden Künstlers einen streng sittlich-moralischen Masstab anlegen, wie er an Hamsun gelegt wurde, so würde es in mancher Galerie, in mancher Bibliothek schmerzliche Lükken geben. Wir müssen uns wohl dahin bescheiden in der Beurteilung des schaffenden Genies zu denken, dass der göttliche Funke. Schönes zu schaffen, in ihm doch stärker war als das, was wir die Macht des Bösen zu nennen gewohnt sind, und die als Allzumenschliches auch das Leben des Künstlers beschatten kann.

El. St.

Neue Ideen missfallen alten Leuten. Sie gefallen sich in der Ueberzeugung, dass die Welt nur verloren und nicht gewonnen habe, seit sie aufgehört haben einig zu sein.

Mme de Staël

rien. Im Jahre 1812 entdeckte man dort grossartige Ruinen aus der späteren Kaiserzeit. Durch die Eroberung Petras beherrschte Rom die Endlinie der arabischen Karawanenstrasse. Für den direkten Verkehr mussten die Römer aber die erstgenannte Route benützen. Noch heute findet man auf ihr kunstvoll angelegte Brunnenschachte, die durch römische Legionäre gegen Ueberfälle bewacht wurden. Im Jahre 273 n. Chr. eroberte Aurelian die an der Strasse Arabien-Syrien gelegene Oase Palmyra, wo ebenfalls prächtige römische Ruinen entdeckt wurden.

In die Gegend Palmyras mündete die dritte Karawanenstrasse, die vom Persischen Meerbusen dem Euphrat entlang führte. Interessant ist es, zu erfahren, dass in diese Route ein Weg aus China mündet. In Palmyra fand man chinesische Seide aus dem 2. Jahrhundert!

Die erwähnten Karawanenstrassen werden zum Teil noch heute benützt. Die Strasse, die durch Petra führte, wird immer noch von Mekkapilgern begangen. In eine andere dieser Strassen wurde eine Pipe-Line gelegt, denn ihre Pumpstationen benötigen Wasser und nur an den alten Karawanenstrassen ist solches zu finden.

Beherrschung der Karawanenstrassen bedeutete Macht, so wie dies heute der Fall ist bei der Vorherrschaft über den Suezkanal. clw.

Frauen unter dem Halbmond

Von Gaby Mathys

In jenem Lande, in dem unlängst der Harem noch eine feste Institution war und die Gleichberechtigung der Frau unmöglicher als in europäischen und angelsächsischen Ländern zu sein schien, ist die Frau heute dem Manne vollkommen gleichgestellt; ja, die Türkin kann sogar in die Nationalversammlung gewählt werden, kann ohne weiteres studieren, den Beruf eines Rechtsanwalts oder Beamten ausüben. Vorab aber wenden sich die Türkinnen ihrem ureigenen Berufe, der Erziehung der Jugend, zu. Mit diesen Freiheitsrechten so erklärt die nationale Literatur der Türkei — sei den Frauen wieder jene Stellung eingeräumt worden, die sie schon im alttürkischen Leben einmal besassen.

Amazonen und Königinnen

Ursprünglich sei die Frau in der Türkei über dem Manne gestanden. Manche Literaturquellen bezeugen dies. Auf alttürkischen Inschriften liest man, dass der König «den Staat fortsetze» und die Königin «den Staat kenne». In der türkischen Frühgeschichte hatten königliche Befehle tatsächlich nur Rechtskraft, wenn sie von der Königin sanktioniert worden waren; so liest man in alten Schriften oft «König und Königin befehlen». Bei diplomatischen Empfängen sass die Königin prunkvoll gekleidet auf dem Thron, indessen der König zu ihrer Rechten stand. Aehnlich ist es nach den Erzählungen arabischer Reisender, auch im allgemeinen Leben der Türken so gewesen. Die Frauen waren damals noch unverschleiert und zeigten sich beim Empfang von Besuchern stets an der Seite ihrer Männer. Auf Reisen waren die Damen prächtig gekleidet, wurden in Sänften getragen oder fuhren in Wagen, indessen die Männer in einfachen Gewändern nebenher schritten. Begründet wird die hohe Achtung, die das weibliche Geschlecht unter den alttürkischen Stämmen hatte, damit, dass der Schamanismus der Frau besondere metaphysische Kräfte zuschrieb.

So waren die Frauen in der Türkei einst den Männern in keiner Weise untergeordnet, sogar in der Landesverteidigung fielen ihnen die gleichen Pflichten zu wie dem starken Geschlecht: Schulter an Schulter mit ihren Gefährten zu kämpfen, sogar weibliche Feldherren und Festungskommandanten waren keine Seltenheit.

Harem und Vielweiberei

waren Einrichtungen, die erst unter frühbyzantinischen Einflüssen entstanden und eine Entrechtung der Frau brachten. Der Islam, ursprünglich frauenfeindlich gesinnt, suchte die Stellung der Frau bei den Arabern zu verbessern, indem er der Vielweiberei bestimmte Schranken setzte. Mohammed sagte: «Die Frau ist dem Manne gleich und die andere Hälfte der Gesellschaft» und «Wer die Rechte seiner Frau achtet, ist ein gutgesinnter Moslem». Aber unter den Byzantinern und Persern, deren Reiche damals tonangebend waren, galt die Frau von Natur als unmoralisch. In den alten persischen Religionen sind alle bösen Geister weiblichen Geschlechtes. Nachdem die Türken im 10. Jahrhundert zum Islam übergetreten waren, zuerst Persien und später Byzanz eroberten, nahmen sie weitgehend die Anschauungen und Gebräuche der ihnen überlegenen Kulturvölker an.

Von da an begann auch die Entrechtung der Frau. Das sogenannte Pederschai-System setzte sich mehr und mehr durch. Die Frauen wurden gezwungen, ihr Leben hinter hohen Mauern und Stabgittern zu verbringen und auf der Strasse das Haupt dicht verhüllt zu tragen. Die jungen Mädchen wurden in den Frauengemächern erzogen, bis sie, 12-jährig und heiratsfähig geworden, durch Vermittlerinnen verheiratet wurden, ohne dass sie auch nur ein Sterbenswörtchen zur Wahl ihres künftigen Gatten hätten sagen oder einwenden dürfen. Nun musste die verheiratete Türkin unbedingt ihrem Gatten gehorsam sein; er aber konnte ohne weitere Formalitäten mit den Worten «Ich verstosse Dich» sich von seinem angetrauten Weibe trennen. Sogar vier Ehefrauen und mehrere Odalisken durfte sich derjenige leisten, der es vermochte. Im Selamik, dem Männerhaus, durfte sich eine Frau nie fremden Männern zeigen. In Erbschafts- und Vormundschaftsfragen musste sie sich stets benachteiligen lassen und mit minderem Recht begnügen. Vor Gericht konnte sie beispielsweise nie ein Zeugnis ablegen. Unter Mehmet II. kam im Jahre 1810 in Erlass heraus: «Wer Ueberreste von Opfertieren auf die Strasse wirft, wird ebenso bestraft wie die Frauen, die auf dem Marktplatz zu sehen sind!» Im Strassenleben galten somit Unrat und Frauen als identische Begriffe. Der Staat wachte streng darüber, dass sich die Frauen auch in der Kleidung keine Freiheiten erlaubten. Selim II. liess 1807 Schneiderinnen hängen, weil sie vorschriftswidrige Kleider hergestellt hatten. Auf dem Lande waren natürlich diese Verhältnisse nicht ganz so. Der Bauer konnte sich meist nicht mehrere Frauen leisten; auch machte die landwirtschaftliche Arbeit die Anwesenheit der Frau im Freien notwendig.

Die Reformen des Kemalismus

Schon bei der jungtürkischen Revolution im Jahre 1908 wurde der erste Schritt zur Befreiung der Frau aus diesen unwürdigen Verhältnissen getan. Die damals gegründeten Schulen nahmen Tausende von Mädchen auf, damit begannen auch die Harems immer mehr zu schwinden. In oberen Kreisen gab es nun Männer und Frauen, die sich nicht mehr scheuten, gemeinsam an Gesellschaften teilzunehmen. Die Schleier wurden immer durchsichtiger und erhielten elegantere Formen; sie erregten aber damit den Widerstand der konservativen Elemente. Grundlegende Aenderungen brachte erst Atatürk, als er 1923 in Izmir erklärte: «Wenn sich eine aus Männern und Frauen bestehende Gesellschaftsgruppe auf die Förderung und Erziehung nur eines Geschlechtes beschränkt, dann halbiert die Gruppe ihre Leistungskraft!» Das nach schweizerischem Muster verfasste Bürgerliche Gesetzbuch, das nach 1926 in Kraft trat, berücksichtigt die Mahnung des Reformators und Staatsgründers. Die Vielweiberei wurde endgültig abgeschafft. Eheschliessungen wurden eine zivilrechtliche Angelegenheit. Scheidungen waren nun nur noch durch Gerichtsentscheid möglich, auch Vormundschafts- und Erbfragen gaben den Frauen Gleichberechtigung. Vier Jahre später erhielten die Frauen auch das Wahlrecht, das ihnen zugleich das Recht gab, ins Parlament und in die Gemeinderäte einzuziehen. Und als 1935 in Istanbul ein internationaler Frauenkongress stattfand, wurde bei Versammlungsschluss erklärt, alle Postulate und Forderungen, die hier aufgestellt worden seien, hätten in der Türkei bereits ihre Verwirklichung gefunden. Ja, man ging so weit, 1931 auch zu fordern, die Frau müsse für die Landesverteidigung zugezogen werden, doch erklärte damals Atatürk, die Frage sei noch nicht aktuell und diskutabel, doch sollten die Mädchen so erzogen werden, dass sie im Notfall die Interessen des Vaterlandes verteidigen könnten.

Es geht auch ohne Erde

Wer hätte sich je vorgestellt, dass wir Zimmerpflanzen ohne Erde in den Blumentöpfen ziehen könnten und dass sie sogar schöner, gesunder und üppiger dabei gediehen!

Wir haben uns aber nun selber davon überzeugt, dass dies mit der «Aquaflor»-Methode möglich ist, wir besitzen selber so ein kugeliges Glasgefäss, durch welches die sauberen Wurzeln der Pflanze zu beobachten sind, wie sie im Wasser sich immer mehr ausbreiten. Wie aber ist dies nur möglich? Ist dies nicht etwas völlig Unnatürliches?

Wenn wir uns vergegenwärtigen, dass schon vor bald hundert Jahren Justus v. Liebig herausfand, dass die Pflanzen die organische Substanz, aus der sie zu 95 Prozent bestehen, sozusagen aus Wasser und Luft unter Einwirkung der Sonne selbst erzeugen und nur die restlichen 5 Prozent dem Boden entnehmen — kommt uns die Sache schon begreiflicher vor. Man hat dann alle Bestandteile der Pflanzennahrung chemisch festgestellt und entdeckte dabei, welch erstaunliche Vielfalt und subtile Auslese je nach der Art des Gewächses stattfindet. Nachdem man die Bedingungen für das Wachstum erforscht hatte, ging man daran, diese künstlich herzustellen, was zuerst in Amerika gelang. Seit 8 bis 10 Jahren wurden die Versuche auch in Holland, Deutschland und England gemacht und mit gutem Erfolg angewendet, seit zwei Jahren sind auch in der Schweiz Wasser- und Kieskulturen in Betrieb. Es sind vor allem die beiden grossen schweiz. Samengeschäfte Mauser in Zürich und Vatter in Bern, die durch sorgfältig durchgeführte Experimente in ihren Versuchsgärten die Sache gründlich prüften und nun wirklich empfehlen können. Wir haben selber die prächtig-gesunden Pflanzen gesehen und uns versichern lassen, dass, wenn die sehr einfachen Vorschriften befolgt werden, jeder Blumenfreund auf diese Weise schöne Blattpflanzen ziehen kann. Das tägliche Giessen hört auf, die Gewächse bekommen nicht zu wenig und nicht zu viel Wasser, durch die Nährtabletten (die Tabletten werden in den Zentralschweizerischen Kraftwerken in Luzern hergestellt), welche in regelmässigen Abständen dem Wasser im Glasgefäss beigefügt werden, erhalten sie genau die Substanzen, die sie zu freudigem Wachstum brauchen. Das grosslöcherige Sieb, welches auf dem Glas ruht, ist oberhalb mit Moos ausgepolstert, als Halt für das Stämmchen. Es gibt nichts Saubereres und Hübscheres als solch eine saftig grüne Blattpflanze auf der klaren Glaskugel. Keine überlaufenden Untersätze und Ringe auf Simsen und Parkettböden ärgern die Hausfrau, sie muss nicht immer ans Giessen denken und kann auch unbesorgt in die Ferien gehen. Dem Glasröhrchen mit den Nährtabletten ist eine genaue Gebrauchsanweisung beigegeben. Wer sie befolgt, wird mit seinem «Aquatopf» nur Freude erleben. M. Tanner

Neues Wohnheim in Zürich

Der Zürcherische Evang. Verband Frauenhilfe wird am 15. April 1952 an der Badenerstr. 375 in Zürich ein Wohnheim eröffnen. Dieses soll jungen Arbeiterinnen, Töchtern, die in der Stadt eine berufliche Ausbildung absolvieren oder eine Schule besuchen zu einem freundlichen Heime werden. Das Haus ist gemütlich eingerichtet. 1, 2- und 3er Zimmer geben den Töchtern die Möglichkeit, sich mit einigen persönlichen Gegenständen zu umgeben. Im Sommer bietet der Garten manch erfrischendes Plätzchen. Eine frohe Gemeinschaft soll den Töchtern Erholung und Anregung bringen.

Der Pensionspreis richtet sich nach den Zimmern. Gute Tram- und Busverbindungen führen vom Albisrieden-Platz nach den verschiedenen Stadtteilen. Das Sekretariat des Zürcher Frauenbundes an der Nüschelerstr. 30 in Zürich erteilt gerne weitere Auskunft über das Wohnheim und nimmt Anmeldungen entgegen.

Veranstaltungen

Die Sektion Zürich der Schweizerischen Vereinigung für Sozialfürsorge

veranstaltet Freitag, den 7. März 1952, 20.00 Uhr, im Zunfthaus «Zur Waag», grosser Saal, einen Vortragsabend über das Thema:

«Die Sozialprobleme der Verstädterung»

Es werden sprechen: Herr Pfarrer Schmid über «Die Auswirkungen der Verstädterung auf die Bevölkerung, insbesondere auf Erziehung, Schule und Kirche», Herr Stadtrat Peter über «Wohnprobleme in der Grosstadt» und Herr Schulz, Sekretär des städtischen Wohlfahrtsamtes, über «Die Fürsorgeprobleme in der Grosstadt». Anschliessend findet eine Aussprache statt. Die Veranstaltung ist öffentlich.

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 3. März, 17 Uhr: «Gang mit Bettina Brentano durch die Welt ihrer Jugend.» Vortrag von Carmen Kahn-Wallerstein. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Basel: Frauenzentrale Basel. Montag, den 10. März 1952, 20 Uhr, im Gelben Saal im Stadt-Casino, Eingang Barfüsserplatz: 26. Jahresversammlung. Traktanden: 1. Jahresbericht. 2. Jahresrechnung. 3. Ersatzwahl in den Vorstand: Demission Fräulein C. Nidecker, Bestätigung der neuen Kassierin Frau M. Schaub-Binder. Wahl der Rechnungsrevisorinnen. 4. Allfälliges. 5. Referate für und gegen das Landwirtschaftsgesetz: Frau Dr. H. Bürgin-Kreis, Herr Nationalrat W. Vontobel. Keine Diskussion. Der Vorstand.

Bern: Frauenstimmrechtsverein Bern. Das neue Landwirtschaftsgesetz. Dienstag, 4. März 1952, 20 Uhr, in der «Schmiedstube», 1. Stock. Referent: Herr Regierungsrat Rudolf Gnägi, Fürsprecher, Bern. Anschl.: Fragestellung und Diskussion.

Groupe romand. La réunion est renvoyée au vendredi 7 mars, à 20 h. 30, à la «Monnaie» (Bellevue). Mlle. A. Quinche, Dr. en droit, avocate, présidente comité d'action suisse pour le souffrage féminin, nous parlera de: «La femme dans le Code civil». Invitation cordiale à tous!

Bern: Schweiz. Lyceumclub, Gruppe Bern, Theaterplatz 7, 2. Stock. Freitag, 7. März, 16 Uhr: Vortrag in französischer Sprache von Madame Dinichert (Gattin des früheren schweizerischen Gesandten in Schweden): «Quelques souvenirs de Suède». Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, 3. März, werden um 14 Uhr in der Sendung «Notiers und probiers» folgende Beiträge geboten: «Hörerinnen schreiben. — Dies und das. — Ein Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünsche.» — Mittwoch, 5. März, berichtet Adèle Althaus um 14 Uhr über den «Pariser Modefrühling». — In der Frauenhalbstunde am Freitag, 7. März, spricht um 14 Uhr Maria Honegger über «Pygmäen- und Manbetufrauen». Anschliessend erzählt Alice Zimmermann über die «Aegypterinnen von heute».

Kinder- und Jugendsendungen

Montag, 3. März, um 17.30 Uhr versammelt Carl Stemmler seine jugendlichen Freunde in der Sendung «Kind und Tier». — Dienstag, 4. März, wird um 17.30 Uhr die Schulfunksendung «Ein Wort zum Sport» wiederholt. — Mittwoch, 5. März, ist um 15.20 Uhr gleichfalls die Wiederholung einer Schulfunksendung, «Feinde des Pflanzers», Erlebnisse mit Tieren am unteren Kongo, angesetzt. Um 17.30 Uhr erzählt Kurth Wirth in der Sendung «Ein Bubentraum geht in Erfüllung» von seiner Fahrt auf einer Dampflokomotive in Frankreich. Um 18 Uhr singt der Kinderchor Roggwil, unter dem Motto «Fröhlich sein und guter Dinge», Um 18.25 Uhr werden in der Rubrik «Probleme der Jungen» allerlei Ferienfragen diskutiert. — Die Kinderstunde am Freitag, 7. März um 17.30 Uhr wird in romanischer Sprache gehalten. Sie berichtet über die Wiedereinbürgerung des Steinbocks in den Schweizer Alpen.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

BAHNHOFBUFFET Zürich

Warum Mauser Samen säen?

Viele tausend Gartenbesitzer können von den guten Erfahrungen mit Mauser-Samen erzählen! Unsere Wahl weltbekannter Samenzüchter, Versuche in der Keimprobenanlage und Pflanzproben im Versuchsgarten sind Garantie für die hochwertigen Mauser-Samen.

Im Mausers **«Ratgeber für den Gartenfreund», mit prachtvollen Farbenbildern ausgestattet,** finden Sie die schönsten Neuheiten, dazu eine **Bilderseite über die sensationelle Neuheit:** Zimmerpflanzen im Wasser statt in Erde — dank AQUA-FLOR-Nährlösung, sowie bewährte Blumen- und Gemüsesorten nebst allen Gartenbedarfs-Artikeln.

GRATIS

Verlangen Sie bitte die Ratgeber-Preisliste Nr. 17 gratis — noch heute!

Tel. (051) 23 57 92

Jetzt Knollen-Begonien antreiben

Im «Ratgeber» ein Prachtsortiment grosser, gesunder Knollen. — Auch unsere Gärtnerinnen beraten Sie gerne bei der Wahl der schönsten Sorten. Torfmull und Anleitung zum Antreiben gratis, **Versand überallhin!**

Samen-Mauser

Rathausbrücke / Zürich

HACO QUALITÉ — Wie eine Glocke ohne Ton, denk daran, ist ein Frühstück ohne Hacosan!*

* Es gibt nichts Besseres!

HACO GÜMLIGEN

Kitty Zeller
Antiquitäten
Zürich 1. Kirchgasse 31

Feine Delikatessen

Güggeli / Ravioli / Pastetli / Sulzen

Traiteur Seiler

Uraniastrasse 7, Zürich 1, Telephon 27 49 77

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charchuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Das gute Besteck

...von SCHÄR
Messerwaren und Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82

E. GUGOLZ-MEYER

Bäckerei-Konditorei

Zürich 10, Nordstrasse 151, Tel. 26 ?4 03

Prompte Bedienung ins Haus

Detektiv Lier

Streng diskret · Erstes Spezialbüro lüftet alle Geheimnisse

Tel. 23 29 18

Löwenstr. 56 b/Bahnhof
ZÜRICH 1

a. Detektiv d. Stadt Zürich u. Fremdenpolizei

38 Jahre Praxis

Der heimelige Teeraum

Marktgasse 18

Gipfelstube

W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH